

*Ich wäre nicht der, der ich heute bin, wenn ich nicht diese Geschichte erlebt hätte. Mit meinem Tun habe ich meine Band vor ihrem Erfolg „gerettet“, meine Familie in die schlimmsten Abenteuer mit reingezogen und Freunde ignoriert, wenn sie mich warnten. Deshalb möchte ich mich hier an dieser Stelle bei allen entschuldigen denen ich damals vieles zugemutet habe. Außerdem möchte ich allen danken, die mir auf meinem Weg begegnet sind. Egal, ob sie auf meiner Seiten standen oder auf der anderen, egal ob sie mich unten oder oben sehen wollten.*

*Das alles gehörte einfach dazu und ich hätte niemals meine jetzige, wunderbare Frau Lorena kennen gelernt die mich so akzeptiert wie ich bin.*

*Ich möchte mich auch bei all denen bedanken, die mich, nachdem ich in Deutschland wieder frei war, ohne irgendwelche Vorurteile oder Erwartungen unterstützten:*

*meine Frau Lorena, Lynda Starks, Henry Bierwer, Robert und Michael Geiss, Jürgen Zerwas, Manfred Reihndorf, Sylvia und Richard Allon, Günnie Hild, Olaf Müller, Ingo Sager sowie einige Gefangene aus Rheinbach, deren Namen ich nicht mehr kenne, Pastor Esser und dem Chef der Bewährungshelfer Köln, Ulrich Fiedler. Tausend Dank für die Hilfe, einem Ex-Gefangenen die Möglichkeit gegeben zu haben, sein Leben neu zu beginnen. Viele haben dieses Glück nicht.*

# INHALT

---

## **Opposite Editorial**

Seite 7

## Kapitel 1

### **Endstation Rio**

Seite 9

## Kapitel 2

### **Klingelpütz**

Seite 23

## Kapitel 3

### **In Amsterdam und Flucht aus dem „sichersten Knast Europas“**

Seite 31

## Kapitel 4

### **Die Atlantiküberquerung**

Seite 43

## Kapitel 5

### **Vorhof zur Hölle**

Seite 53

## Kapitel 6

### **High 'n Dry**

Seite 57

## Kapitel 7

### **Mr. Black und das Sondereinsatzkommando**

Seite 69

---

Kapitel 8  
**In der Federal**  
Seite 75

Kapitel 9  
**Die Hölle**  
Seite 105

Kapitel 10  
**Agva Santa**  
Seite 115

Kapitel 11  
**Willkommen im PP**  
Seite 123

Kapitel 12  
**Höllische Routine**  
Seite 145

Kapitel 13  
**Zombiezeit, Hungerstreik und die  
Rückkehr nach Köln**  
Seite 163

Kapitel 14  
**Wundersame Wendungen**  
Seite 187

---

## Kapitel 4

# Die Atlantiküberquerung

Im Süden Spaniens traf ich den Bruder von Bassam, der in Köln die Flucht nicht geschafft hatte. Er hieß Bassim. Mit ihm hatte ich schon in Amsterdam Kontakt aufgenommen. Ich musste ihm sagen, was in Köln passiert war. Er lebte in Mailand. Als ich ihm dann von unserem Vorhaben erzählte, wollte er sofort und unbedingt mitkommen.

In Portugal baute ich das Boot mit Bassims Hilfe familiengerecht um. Sattete drei Monate hämmerten und sägten wir, bis wir aus drei Achterkabinen eine große gezimmert hatten.

Nun musste ich jemanden finden, der mir das Segeln beibringen konnte. In jedem Yachthafen an der Algarve fragte ich nach und studierte die Anzeigen an den schwarzen Brettern. Nach relativ kurzer Zeit lernte ich einen alten Engländer namens Toni kennen. Er besaß in Lagos/Portugal eine kleine Firma. Er lebte davon, Boote zu reparieren und ab und zu Schiffe aus der Karibik nach Europa zu überführen. Das war unser Mann! Endlich war jemand gefunden. Er hatte auch eine Ein-Mann-Crew, eine Holländerin namens Nelly, die in Lagos lebte. Sie war etwa 30 Jahre alt und sofort in unsere Kids verliebt. Das passte also wunderbar.

Ich handelte mit Toni einen Preis für die Überfahrt nach Brasilien aus. Wir beabsichtigten, um Weihnachten herum in See zu stechen. Ein paar Tage bevor es losgehen sollte, trafen wir uns noch einmal mit Toni, um die Einzelheiten zu besprechen und um das Boot zu inspizieren. Toni sagte, dass er sicherheitshalber noch jemanden mitnehmen möchte. Sein Name war Rudi, ein Portugiese. Er war Barmann in Lagos. Rudi würde mich auch nichts extra kosten, folglich hatte ich nichts dagegen. Das Schiff war immerhin zwanzig Meter lang, also groß genug für uns alle. Am Ende waren wir dann neun Leute, die Weihnachten in Lagos Richtung Brasilien losmachten.

Es war das erste Mal, dass wir auf einem Schiff so lange unterwegs waren. Um genau zu sein: Eigentlich hatte ich nie zuvor einen Segler betreten. Es war schön und gleichzeitig sehr anstrengend. Mit so vielen Menschen auf engstem Raum sechs Tage lang unterwegs zu sein war gelinde gesagt gewöhnungsbedürftig. Jeder hatte so seine Macken. Rudi stand nachts gerne splitternackt am

Ruder. Er war ein kleiner, stark behaarter Mann mit Nickelbrille, Glubschaugen und einem Mini-Schwanz. Nachts am Ruder fühlte er sich wie Mr. Universum persönlich. Bassim wiederum kroch Toni permanent in den Arsch. Er lief ihm hinterher wie ein kleiner Hund seinem Herrchen. Und Nelly war mit Körbchengröße G ausgestattet. Sie lief den ganzen Tag oben ohne rum.

Am dritten Tag gerieten wir in eine faustdicke Flaute. Als wir den Motor starten wollten, streikte der Anlasser. Also dümpelten wir den ganzen Tag herum. Gegen Abend kam dann wieder eine starke Brise auf und wir konnten bis Las Palmas durchsegeln.

Als wir irgendwann ganz weit am Horizont Gran Canaria erkennen konnten war das ein unbeschreibliches Glücksgefühl. Ich hab tatsächlich vor Glück geschrien. Den Horizont mit der näher kommenden Insel konnte ich nicht mehr aus den Augen lassen. Um etwa acht Uhr abends segelten wir bis zu dem Ankerplatz, der direkt neben dem Yachthafen von Las Palmas lag. Es ankerten schon einige Segelboote dort, so dass wir keinen Platz mehr bekamen. Wir entschlossen uns deshalb, außerhalb des Hafens fest zu machen. Artur, unseren Hund, konnte ich nicht mehr halten. Er sprang sofort ins Wasser und schwamm Richtung Strand. Dort machte er fünf dicke Häufchen. Der arme Kerl hatte die kompletten sechs Tage nicht einmal auf dem Schiff sein Geschäft erledigt, nur Pippi hatte er auf Deck gemacht.

Wir waren allesamt froh, den ersten Schritt geschafft zu haben. Nach zwei Stunden lagen wir alle in unseren Kojen und schliefen wie die Marmelade. Endlich kein Wackeln und Schaukeln mehr! Alles war ruhig, bis auf einmal draußen jemand laut brüllte und ans Schiff klopfte. Alle standen binnen Sekunden auf dem Deck und stellten mit Entsetzen fest, dass wir den Anker nicht richtig gesetzt hatten und unkontrolliert durch den Hafen trieben. Ein Engländer hatte uns an sein Schiff befestigt als wir an ihm vorbei glitten, damit wir nicht am Strand endeten. Mit viel Aufwand gelang es uns das Schiff richtig fest zu machen. Nun hieß es irgendwie wieder zu unserem alten Ankerplatz zurück zu kommen. Auf Grund der Ereignisse beschlossen wir fortan eine Nachtwache zu installieren. Jeder Erwachsene sollte eine Stunde lang Wache halten.

Am nächsten Morgen fuhren Toni und ich mit dem Schlauchboot zum Marina Office, deklarierten ein (was so eine Art Einchecken beim Hafenamt ist)

und erkundigten uns, wie wir am besten ohne Motor in die Marina (Yachthafen) hineingelangen könnten. Im Office sagte man uns, dass Pedro von der Texaco Tankstelle alles managt und er bestimmt einen Rat für uns auf Lager hätte. So war es dann auch. Er organisierte zwei Dingis (Schlauchboote) vom Roten Kreuz, die uns abschleppten und bis in die Marina brachten.

Dadurch konnten wir den Jahreswechsel in der Marina von Las Palmas feiern, was wunderbar war. An Neujahr baute ich den Anlasser aus um ihn zu reparieren. Das ging allerdings nicht mehr. Er war innen total verbrannt. Ich musste bei Bosch einen Neuen bestellen. Nach vier Tagen konnte ich ihn abholen und einbauen. Leider bemerkte ich nicht, dass er sich in die falsche Richtung drehte, als ich den Motor starten wollte. Der Auspuff vom Schiff lag unter Wasser und deshalb zog der Anlasser jetzt das Wasser in den Motor, was für ihn das endgültige Aus bedeutete.

Ich konnte unmöglich noch länger auf den Kanaren bleiben und das Risiko eingehen, erkannt zu werden. Nur Bassim und Elke wussten über mich Bescheid. Also musste ich einen Weg finden, um Toni und die anderen davon zu überzeugen, auch ohne Motor nach Brasilien zu segeln. Dabei kam mir zugute, dass Rudi und Nelly, die Toni mitgebracht hatte, zu einem bestimmten Termin wieder in Portugal sein mussten. Wir beschlossen, nochmal Essen und Wasser zu bunkern und dann los zu segeln.

Am 6. Januar machten wir im Hafen von Las Palmas die Leinen los. Mit Hilfe von zwei netten Männern vom Roten Kreuz und ihrem Schlauchboot gelangten wir ins offene Meer und konnten endlich die Segel setzen. Uns war durchaus klar, dass wir ein gewisses Risiko eingingen wenn wir ohne Motor über den Atlantik segelten.

Neun Tage dauerte die Fahrt nach Sal auf Cabo Verde (Kapverdische Inseln). Nun wusste man um die Macken der Mitfahrer, was die Sache durchaus erleichterte. Alles in allem war dieser Törn auch lustig. Vor allem Rudi war das dankbare Ziel mancher Späße. Er wollte während dieser Tour endlich mal einen Fisch aus dem Meer angeln, was ihm bis dahin noch nicht vergönnt war. Nach zwei Tagen auf See stand er abends an der Reling mitsamt seiner Angel und pennte dabei ein. Wir tauschten unbemerkt seinen Köder gegen eine Dose Ölsardinen aus und weckten ihn mit lautem Gebrüll: „Rudi, Rudi, da hat was an-

gebissen!“ Er konnte sein Glück kaum fassen. Langsam kurbelte er die Schnur wieder ein. Wir riefen ihm zu, dass er zwischendurch auch immer mal wieder Leine geben müsse, damit der Fisch müde wird. Rudi „kämpfte“ eine halbe Stunde lang mit der Dose. Als er den vermeintlichen Fisch an Bord zog musste auch er lauthals lachen.

Nach mehr als einer Woche Fahrt näherten wir uns Sal, die erste Insel von Cabo Verde. Als sie in Sichtweite lag segelten wir noch circa fünf Stunden an der Küste von Sal entlang, bis sich im Süden der Insel ein geeigneter Ankerplatz fand. Das Wasser war so sagenhaft türkis, wie es kein noch so kitschiges, gemaltes Bild darstellen kann. Alle sprangen nach dem Ankern vor Freude im hohen Bogen von Bord. Natürlich auch Artur. Er drehte erst zwei Runden und schwamm dann schnurstracks an den Strand, wo er wieder seine „Tretminen“ hinterließ. Der Strand war so weiß und weich, das man gar nicht mehr aufstehen wollte wenn man sich einmal hineingelegt hatte. Das Hinterland der Insel war demgegenüber nicht so beeindruckend. Dort gab es nichts außer Sand, Schotter, ein Hotel und etwa 14.000 Einwohner. Sal ist eine der kleineren der Kapverdischen Inseln, liegt am nordöstlichen Rand des Archipels und ist vulkanischen Ursprungs. Im Norden überwiegen Küsten aus Lavafelsen, während der Süden durch kilometerlange, feinsandige, helle Strände, flache Dünen und aufgelassene Salinen gekennzeichnet ist. Wasser ist sehr knapp auf Sal. Nur wenige Einwohner besitzen fließend Wasser im Haus. Die meisten müssen es sich an Sammelpunkten zu bestimmten Uhrzeiten mit Kanister abholen und auch gleich bezahlen. Da unser Wassertank inzwischen ebenfalls kaputt gegangen war, mussten wir irgendeine Möglichkeit finden, genügend Wasser für neun Personen plus Hund zu bunkern. Wir kauften deshalb vermutlich alle Plastikkanister der Insel auf. Am Abend vor der Überfahrt nach Brasilien wollten wir noch einmal in dem einzigen Hotel auf der Insel gemütlich zu Abend essen. Dort fragten wir, ob wir unsere Wasserkanister auffüllen könnten. Der Hotelbesitzer, ein Belgier, kam später zu uns an den Tisch, um mit uns ein Gläschen zu trinken. Er meinte, dass es kein Problem für ihn wäre. Er stellte uns eine schriftliche Genehmigung für seinen Geschäftsführer aus, in der drinstand, dass wir so viel Wasser haben könnten wie wir wollten. Diese schriftliche Genehmigung war nötig, weil der Hotelchef am nächsten Tag nicht da sein würde. Er war schon sehr früh zum Hochseeangeln verabredet und das würde bis spät in den Abend hinein dauern. Ohne entsprechende, schriftliche Anweisung würde uns der Geschäftsführer nichts geben.

Am nächsten Tag ging ich also zum Geschäftsführer und gab ihm die Vollmachterklärung, um unsere Kanister zu füllen. Doch er versuchte uns verständlich zu machen, dass wir erst in zwei Tagen das Wasser haben könnten. Tatsächlich hatte sich der belgische Hotelbesitzer schlicht im Datum vertan. Mist, dachte ich, kann doch nicht wahr sein, dass der Typ so derart unflexibel ist. Also gingen Bassim und ich mit den Kanistern zu den Duschen des Hotels und füllten sie auf. Plötzlich stand jedoch der Geschäftsführer mit einem Polizisten, dem die Uniform mindestens drei Nummern zu groß war, vor uns. Der Polizist fuchtelte zudem mit einer Pistole herum, die so aussah, als wenn sie aus dem Ersten Weltkrieg übrig geblieben wäre und versuchte mir mitzuteilen, dass ich mitzukommen habe, was ich letztendlich auch notgedrungen tat. Ich wurde tatsächlich am Arsch der Welt wegen Wasserdiebstahls verhaftet! Man sperrte mich in einen Hundezwinger mitten im Nirgendwo unmittelbar neben einigen Schäferhunden ein. Ich verbrachte sage und schreibe den ganzen Tag in der prallen Sonne in diesem Käfig, bis endlich der Besitzer des Hotels von seiner Angeltour zurück kam und alles aufklärte. Als Entschädigung lud er uns alle abends zum Essen ein. Wenigstens etwas, dachte ich.

Am nächsten Tag machten wir uns dann endgültig auf nach Salvador de Bahia in Brasilien, mit gerade mal 200 Litern Wasser für neun Personen plus Hund an Bord. Zu Essen hatten wir genug. Kurz nachdem wir den Anker eingeholt hatten, angelten wir sogar noch einen Thunfisch, den wir uns schmecken ließen.

Nach zehn Tagen überquerten wir den Äquator und drei Tage später kamen wir in die Doldrums. So nennt man eine mehrere Hundert Kilometer breite Tiefdruckrinne in Äquatornähe, wo die Passatwinde aus dem Norden und Süden aufeinandertreffen. In diesem Gebiet dominiert starke Quellbewölkung, was zur Folge hat, dass die dortige, normalerweise vorherrschende Windstille manchmal mehrfach am Tag durch Platzregen und Gewitter, mitsamt stürmischer und stark drehender Böen unterbrochen werden kann. Wir hatten keinen funktionierenden Motor, waren also auf Wind angewiesen. Wir legten auf Grund der Wetterbedingungen nur zwanzig Meilen pro Tag zurück. Irgendwie schafften wir es am Schluss dennoch, durch dieses Gebiet hindurch zu gelangen.

Nach zehn Tagen hatten wir die brasilianische Küste in der Höhe von Recife

erreicht. Wir hielten aber stets einen respektvollen Abstand zur Küste, denn „Recife“ trägt seinen Namen nicht von ungefähr. Vor der Küste gibt es unzählige, sehr gefährliche Riffs. Wir erwischten auch dort eine zweitägige Flaute. Nelly, Toni und Rudi nutzten die Gelegenheit und besorgten sich eine Abkühlung im Meer. Elke und mir war das nicht geheuer, obwohl es fast unerträglich heiß vor der Küste von Recife war. Später erfuhr ich warum mein Bauchgefühl gar nicht so unberechtigt war: Bei den Riffs tummeln sich einige Hai-Arten, die nicht gerade ungefährlich sind.

Wir brauchten zwei weitere Wochen, bis wir endlich Salvador de Bahia erreichten.

Salvador da Bahia ist nach São Paulo und Rio de Janeiro die drittgrößte Stadt Brasiliens. Der ursprüngliche Name der Küstenstadt lautet São Salvador da Bahia de Todos os Santos, was soviel heißt wie: Heiliger Erlöser von der Bucht der Allerheiligen. Der Name der Bucht geht auf den Tag der Ankunft der ersten Seefahrer zurück, dem 1. November 1501. Der Name „Bahia“ war bis Mitte des 20. Jahrhunderts ebenfalls gebräuchlich. Salvador hat rund 2,7 Millionen Einwohner, ist die Hauptstadt des nordöstlichen Bundesstaates Bahia und war bis 1763 Hauptstadt Brasiliens. Salvador ist Erzbischofssitz des Erzbistums São Salvador da Bahia. Es ist ein international anerkanntes Handels- und Wirtschaftszentrum mit einer Erdöl- und Zuckerraffinerie sowie Baumwolle-, Tabak- und Kakaoverarbeitung. Salvador ist auf verschiedenen Ebenen einer Bergkette gebaut, welche die Stadt in eine Oberstadt (cidade alta) und in eine 70 Meter tiefer gelegene Unterstadt (cidade baixa) teilt. Um vom einen Teil in den anderen zu gelangen, kann man den Aufzug Lacerda oder eine der vielen Buslinien nutzen.

Die Bucht vor Salvador ist riesengroß. Etwa fünf Kilometer einwärts sahen wir auf der rechten Seite ein altes Fort im Wasser und dahinter einen kleinen Ankerplatz. Nach einigen nicht so ganz leichten Anlegemanövern hatten wir es geschafft: Die Atlantiküberquerung lag hinter uns. Mein erster Segeltörn war gleich ein solcher Gewalttritt. Unsere Anmeldung beim Hafenmeister konnten wir erst mal vergessen, da wir genau zu Karneval angekommen waren und dann läuft in Brasilien rein gar nichts mehr.

Als Rheinländer ist man einiges gewohnt. Aber was sich in Salvador fünf Tage lang abspielte, war noch wesentlich extremer als das, was sich allgemein hin zwischen Düsseldorf und Mainz an den „tollen Tagen“ abspielt. Permanent

drohnte aus allen Ecken höllisch laute Musik, das reinste Chaos auch in der Stadt, wo es eine Art ständigen Karnevalszug gab. Es ging immer weiter mit Karnevalswägen, hinter denen Tausende Menschen tanzten. Es hörte einfach nicht auf, unfassbar. Nach fünf Tagen machten wir drei Kreuze.

Wenn ich auch nur ansatzweise geahnt hätte, was auf mich zukommen würde, wäre ich nie auf die Idee gekommen, ein Boot zu kaufen um damit nach Brasilien zu segeln. Der erste Eindruck nach Aschermittwoch war einfach nur schockierend, denn so viel extreme Armut und Elend hatten wir nicht erwartet. Der schillernde Karneval hatte die brutale Realität überdeckt. Langsam konnte ich wieder klare Gedanken fassen. Ich war nun mal auf der Flucht und musste all die Mitreisenden loswerden. Ich hegte keine großen Sympathien für die Mitsegler, wobei Toni ganz okay war. Aber auf engstem Raum stellte sich schnell heraus, wer sich in eine Gruppe einfügen konnte und wer nicht.

Bassim war der hartnäckigste Dauergast, er wollte einfach nicht auf eigene Kappe weiterziehen. Er wurde zu allem Überfluss auch noch überfallen und hatte dadurch kein Geld mehr für einen Rückflug. Nach langer Diskussion ging er schließlich zur libanesischen Botschaft, die ihm half, das Geld für seinen Rückflug zu organisieren. Ich konnte und wollte ihm das Geld nicht geben. Ich hatte selbst genug Probleme, Kohle aus Europa nachgeschickt zu bekommen. In Brasilien war es zu dieser Zeit fast unmöglich das Geldüberweisen seriös zu regeln. Man musste jemanden kennen und vertrauen. Dieser Person konnte man dann das Geld auf dessen Konto überweisen lassen.

Weil alles so irre kompliziert war, konnte ich noch nicht einmal Toni bezahlen. Wir verständigten uns darauf, dass ich ihm ein Auto im Wert von 20.000 Dollar überließ. Ich schrieb ihm eine Vollmacht, damit er es in Amsterdam von dem Platz holen konnte, auf dem auch der Container mit unseren Sachen stand.

Irgendwie habe ich später einen Bankangestellten davon überzeugen können, dass ich ohne festen Wohnsitz in Brasilien ein Konto bei ihm eröffnen durfte. Damit waren aber noch längst nicht alle Probleme gelöst. Es war immer ein großes Risiko, in Europa bei Freunden anzurufen. Jedes Gespräch konnte abgehört werden. Deshalb musste es auch gleich beim ersten Mal klappen. Leider war die Bankleitzahl beim Telefonat nicht richtig verstanden worden und somit das Geld auf einer Bank in São Paulo gelandet. Was für ein Theater! Der Banker konnte das Geld nicht von São Paulo einfach anfordern. Er konnte nur

veranlassen, dass es zurück nach Europa überwiesen wurde. Also musste ich wieder bei meinem Kontaktmann anrufen, damit er wiederum mit meinen Leuten Kontakt aufnahm, um noch einmal das Geld nach Brasilien zu überweisen. Es vergingen dadurch weitere drei Wochen, bis ich das Geld in der Hand hatte. In der Zeit aßen wir, was noch vom Trip nach Brasilien übrig geblieben war und frischen Fisch konnte ich jeden Tag angeln.

Nach etwa vier Monaten lernten wir einen Typen namens Achim kennen. Einen Kölner! Würde er mich erkennen? Wie ich später erfuhr, hatte er selbst einige Probleme in Deutschland und war schon längere Zeit auf der Flucht. Zunächst waren wir froh, jemanden kennengelernt zu haben, der sich im Land auskannte. Aber dann stellte sich ziemlich schnell heraus, dass es grundsätzlich verkehrt ist, sich mit Deutschen im Ausland einzulassen. Mit anderen Worten: „Hüte Dich vor Sturm und Wind und Deutschen, die im Ausland sind.“

Achim brauchte nicht lange, um herauszubekommen, dass irgendetwas mit uns nicht stimmte. Er machte jeden Tag neue Anspielungen und bald schon folgte ein „Angebot“. Ich solle doch mal eben für spezielle Freunde von ihm Koks über den Atlantik schippern! Ich versuchte ihm klar zu machen, dass ich das niemals machen würde und mit der ganzen Sache nichts zu tun haben wollte. Aber er ließ nicht locker, stellte immer wieder blöde Fragen an Elke. Zum Beispiel, was sie wohl machen würde, wenn ich in den Knast käme oder wenn mir sonst was passieren würde.

Irgendwann lockte er mich unter einem Vorwand vom Schiff, Elke und die Kids blieben an Bord. An Land stellte er mir seine Freunde aus dem kolumbianischen Cali vor. Das waren ganz finstere Gestalten. Sie sahen genauso aus, wie man sich Mafiosos im schlimmsten Klischee vorstellt. Sie gehörten dem berühmten Cali-Kartell an. Achim war in deren Händen, hatte scheinbar extrem hohe Schulden bei ihnen. Dadurch, dass er mich als Transporteur vermittelte, wollte er sich scheinbar freikaufen. Ich sollte eine ganze Tonne Koks nach Europa per Schiff schmuggeln! Falls ich nicht dazu bereit wäre, würden sie mich an die Polizei verraten. Aber damit nicht genug. Sie drohten damit, unsere Kinder zu entführen.

Es waren offensichtlich keine leeren Drohungen, sie wirkten sehr überzeugend. Ich war nach diesem unfreiwilligen Zusammentreffen durch und durch

geschockt. Kreidebleich kehrte ich auf unser Schiff zurück. Kurz entschlossen zog ich die Segel hoch, um nach Recife zu fliehen. Elke weiß bis heute nicht, wieso wir Salvador so schnell verlassen haben.

In Recife erfuhr ich allerdings, dass Achim und seine Kolumbianer uns suchen ließen. Sie waren nur noch eine Tagesreise von Recife entfernt. Achim klapperte alle „Autoridade Portuária“ (Hafenämter) ab. Dort ließ sich gewöhnlich ganz schnell feststellen, welche Boote in den letzten Tagen eingelaufen waren und/oder sich in der Nähe aufhielten. Sobald man in einen Hafen einläuft, muss man sich in das dortige Buch eintragen.

Ein zweites Mal versuchten wir, den Typen zu entwischen. Ganz in der Nähe gab es einen Fluss, der sich als gutes Versteck eignete und außerdem geradezu paradiesisch gelegen war. Um in diesen Fluss zu gelangen, mussten wir uns um einige Riffe herumpfuschen, was sehr gefährlich sein konnte. Am Ende liefen wir auf eine Sandbank, die direkt vor der Flussmündung lag. Sie war in der Karte nicht eingezeichnet. Es war eine Wanderdüne unter Wasser, die auf meiner Karte fünfhundert Meter von uns entfernt liegen sollte. Später, bei Ebbe, war weit und breit kein Wasser mehr zu sehen und wir befanden uns regelrecht auf einem Präsentierteller. Das sprach sich schnell herum und wir brauchten auch nicht lange zu warten, bis Achim auf der Matte stand. Ich flippte total aus. Am liebsten hätte ich ihm auf die Schnauze gehauen. Aber er blieb völlig ruhig und war sich seiner Sache ganz sicher.

Seine Freunde aus Kolumbien kamen zwei Tage später und setzten mich zusätzlich unter Druck. Ich blieb noch eine ganze Weile stur und wollte mich erst einmal um unser Schiff kümmern.

Nach zwei Wochen war unser Schiff endlich wieder manövrierfähig. Durch die Hilfe einiger Einheimischer hatte ich es Zentimeter für Zentimeter von der Sandbank gezogen. Ein Fischer zeigte mir mit seinem kleinen Boot den Weg aus den Riffs heraus. Nach weiteren vier Stunden fiel dann jedoch das Ruder ab. Es war bereits zuvor auf der Sandbank dermaßen in Mitleidenschaft gezogen worden, dass es der Beanspruchung auf dem offenen Meer nicht mehr standhielt. Dreißig Minuten später zerschellte unser Schiff am Riff. Die drei Helfer, Artur, mein Schäferhund, und ich mussten vier Kilometer – durch Haigewässer hindurch - bis zum Strand zurück schwimmen. Unsere Klamotten lagen irgend-

wo draußen auf dem Meeresgrund. Ab da hockten wir in einer billigen Absteige ohne Geld. Wie sollte ich aus dieser verzwickten Situation herauskommen? Es war noch nicht einmal mehr Geld da, um etwas zu Essen zu kaufen, geschweige denn die Miete für das Hotel zu zahlen. Achim bearbeitete mich noch weitere drei Monate und drängte uns sein Geld auf, bis ich bereit war, für ihn und seine Freunde, Kokain nach Europa zu schmuggeln. Dafür sollten wir die Tickets für den Rückflug bekommen. Wir zogen schließlich mit dem, was uns noch übrig blieb, nach Rio in eine schicke Wohnung, die Achims Freunde für uns organisierten. Das Ende dieser Episode war der Anfang meiner Reise durch die Hölle.

## Kapitel 5

# Vorhof zur Hölle

Toni und Clovis, meine beiden Zufallsbekannte aus dem brasilianischen Knast, waren sichtlich beeindruckt von meiner Geschichte, die sich über Köln nach Amsterdam und über Portugal bis hin nach Brasilien zog. Sie versuchten, mir Mut zu machen und versprachen zu helfen.

Ich wusste immer noch nicht so recht, ob ich ihnen vertrauen konnte. In meinem Kopf hämmerte es. Toni fragte, wo sich Elke und die Kinder aufhielten. Was sollte ich machen, ihm die Adresse geben? Vielleicht würden sie von der Federal verfolgt werden oder vielleicht arbeiteten sie sogar mit ihnen zusammen? Was wusste ich schon über diese beiden Leute? Trotz meiner Bedenken gab ich ihnen Elkes Adresse und humpelte voller Angst und tief deprimiert in meine elende Zelle zurück.

Ein Federal öffnete die quietschende Tür und schubste mich zu meinen Leidensgenossen. Die Luft war wahnsinnig stickig und es stank erbärmlich. Unser eigener Körperschweiß tropfte von der Zellendecke. Ich spürte wie die Angst immer stärker meinen Körper hinauf kroch. Es war sehr dunkel, aber auch das wenige Licht, das vom Korridor herein drang, konnte den Schimmel, der sich überall an den Wänden breit machte, nicht verbergen. Diese dreieinhalb Quadratmeter ohne Fenster für fünf Gefangene erschien mir wie der Vorhof zur Hölle.

Es war extrem heiß und später erfuhr ich, dass es im Sommer (Dezember, Januar und Februar) konstant fünfundvierzig Grad Celsius in den Zellen ist. Dazu gesellte sich eine sehr hohe Luftfeuchtigkeit. Ich zog meine Jeanshose aus und versuche sie an den Beinen abzuschneiden. Dafür benutzte ich eine kleine Glasscherbe, die ich auf dem Boden kurz vorher beim Gespräch mit Toni und Clovis gefunden hatte. Es dauerte nicht lange, da sprach mich ein kleiner Typ aus meiner Zelle an. Er war fast noch ein Kind. Er sagte, dass ich sein Messer benutzen könne, wenn ich es möchte. Ich traute meinen Augen nicht. Wie zum Teufel hatte er, der Jüngste in der Zelle, ein Messer mit herein bekommen? „Klar“, sagte ich, nahm sein Messer und schnitt die Hosenbeine ab.

Plötzlich hörte ich aus einer anderen Zelle auf Englisch jemanden rufen: „He Du, wo kommst Du her?“ Ich antwortete nicht, ich war immer noch durch-